## Wolfgang Rihm und sein «Jakob Lenz» in Zürich: Wer ist hier eigentlich verrückt?

Das Opernhaus und das Zürcher Kammerorchester ehren den grossen Komponisten zum 70. Geburtstag mit seinem Dichter-Drama «Jakob Lenz» nach Georg Büchner. Im Gespräch zeigt sich Rihm, der künstlerische Dogmen stets abgelehnt hat, ungewöhnlich offen für unterschiedliche Sichtweisen seines Werks.

Christian Wildhagen 19.11.2022, 05.30 Uhr



Der Wahnsinn lässt den Dichter hellsichtig werden: Yannick Debus in der Titelrolle von Rihms Kammeroper «Jakob Lenz» mit Mitgliedern des Opernstudios der Oper Zürich.

Toni Suter / Opernhaus Zürich

Ob Beethoven die Angelegenheit auch so entspannt betrachten würde? Ob man mit Brahms oder Mahler derart gelassen über ihre Musik diskutieren könnte? Unwillkürlich schiessen einem solche Fragen durch den Kopf, wenn man mit dem Komponisten Wolfgang Rihm über sein künstlerisches Schaffens spricht. Dessen Einfluss und Präsenz in der Musik der Gegenwart sind gross, allein schon aufgrund des Umfangs, den sein in siebzig Lebensjahren Stück um Stück zusammengetragenes Gesamtwerk inzwischen erreicht hat. Über 500 Kompositionen in allen Gattungen sollen es sein, vom Lied über zahllose Orchesterstücke und -zyklen bis hin zu über einem Dutzend Bühnenwerken. Vielleicht sind es sogar 800 Stücke – genau weiss Rihm das nicht, nachgezählt hat er nie. Und es interessiert ihn auch nicht.



Wolfgang Rihm, hier am Komponistenseminar des Lucerne Festival 2021.

Peter Fischli / Lucerne Festival

Mit seiner überbordenden Produktivität steht der weltweit Geehrte ziemlich einzigartig da in der Musik nach 1945. Einzigartig ist aber auch die Nonchalance, diese heiter-entspannte Unbekümmertheit, die Rihm gegenüber dem Geschaffenen an den Tag legt. Einmal fertiggestellte Werke seien wie Kinder, sagt er, die man in die Welt hinauslässt, damit sie dort ihren eigenen Weg

finden. Er sei «kein Polizist», der über ihren Werdegang wache. Dennoch freut er sich immer, wenn er einem von ihnen irgendwo wiederbegegnet und wenn die Interpreten es dann auch noch gut mit ihm meinen. In Zürich, wo Rihm derzeit zu Gast ist, kann er an diesem Samstag ein besonderes Kind erleben, ein frühes, wildes Geschöpf aus seiner Feder:

die Kammeroper «Jakob Lenz» nach der Novelle von Georg Büchner.

## Gegen künstlerische Dogmen

Rihm schrieb dieses Werk, das die Oper Zürich in Zusammenarbeit mit dem Zürcher Kammerorchester in einer Neuinszenierung im ZKO-Haus zeigt, im Alter von 26 Jahren. Seit der Uraufführung an der Hamburgischen Staatsoper 1979 hat «Jakob Lenz» tatsächlich seinen Weg gemacht und sich zu einem wahren Erfolgsstück entwickelt: Weit über hundert eigenständige Nachfolgeproduktionen mit inzwischen mehr als 600 Aufführungen sind belegt – für ein zeitgenössisches Bühnenwerk ist das, leider, nicht die Regel. Erst jüngst wurde eine Aufführung in Salzburg zu einem Höhepunkt der Sommerfestspiele 2022.

Dass «Jakob Lenz» derart zu einem Klassiker der modernen Musik geworden ist, beeinflusst Rihms Verhältnis zu dem Werk trotzdem nicht. Jedenfalls behauptet er das. Er habe ja wahrlich noch anderes, auch Besseres gemacht – das erinnert wiederum an Beethoven, dem die Popularität einiger seiner frühen Werke, etwa der (später so genannten) «Mondscheinsonate», unheimlich war. Im Gespräch spürt man dann aber doch, dass Rihm sein inzwischen 44 Jahre alter Geniestreich nicht nur in vielen Details sehr präsent, sondern durchaus auch nahe ist. Nicht ohne Grund, denn tatsächlich begegnet man darin wesentlichen Eigenheiten, die seinen Stil bis heute prägen.

Ins Ohr springen sofort die Intensität und die Unmittelbarkeit dieser Musiksprache, auch ihre Freiheit im Umgang mit der Tradition. Der subjektive Ton ist denkbar weit entfernt vom Reihendenken und von den abstrakten Zahlenspielen des Serialismus, der damals weite Teile der Avantgarde prägte, mit leider zunehmend ideologischen Zügen. Rihm hat dem schon als Zwanzigjähriger sein Orchesterstück «Morphonie» entgegengesetzt; es wurde an den Musiktagen in Donaueschingen 1974 zum Skandal. Denn hier pochte ein junger Komponist auf die ungebrochen emotionale Wirkung der Musik und sein subjektives Ausdrucksbedürfnis als Schaffender. Beides galt damals als verpönt. Doch Rihm, dem künstlerische Dogmen von jeher suspekt waren, hielt mit «Jakob Lenz» unbeirrt daran fest.



Lenz (Yannick Debus, vorn) hört Stimmen. Oder sind es doch reale Personen, die ihn verfolgen?

Toni Suter / Opernhaus Zürich

Der charakteristische «Ich-Ton» hat in «Jakob Lenz» obendrein eine besondere Berechtigung. Noch stärker als Alban Bergs «Wozzeck», die erste grosse Büchner-Oper der Musikgeschichte, fokussiert er auf die Innensicht der Titelfigur, in diesem Fall des Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz, eines führenden Vertreters des literarischen Sturm und

Drang. Gleichsam durch seine Augen und in seinen Worten erleben wir die psychischen Ausnahmezustände, die der wohl an Schizophrenie erkrankte Goethe-Bewunderer zu durchleiden hatte. Sie entzünden sich nicht zuletzt immer aufs Neue an einer unglücklichen Zuneigung zu Friederike Brion, Goethes ehemaliger Geliebter im Elsass.

## **Umkehrung der Perspektive**

Wie schon Büchners Erzählung ist allerdings auch Rihms
Kammeroper mehr als eine medizinische Fallstudie über das
allmähliche seelische Zerbrechen eines Menschen. Das wäre
eine verkürzende Sichtweise, und Rihm mag denn auch nicht
einmal die Frage beantworten, ob die Lenz-Figur auf der
Bühne überhaupt «verrückt» wird. Das überlasse er den
Interpreten, sagt er sibyllinisch, manche Regisseure deuteten
es so, andere so. Jedes Werk entfalte für die Rezipienten eine
eigene Wahrheit – Bedeutungsebenen, die auch über die
Absichten des Autors hinausreichen könnten. Als Urheber
beansprucht Rihm folglich keine höhere Deutungsautorität.
Die eine «richtige» Interpretation gibt es für ihn ohnehin
nicht, auch nicht bei musikalischen Aufführungen.

Dennoch finden sich im knappen, mit Originalzitaten von Lenz angereicherten Opernlibretto Michael Fröhlings klare Hinweise darauf, dass es sich mit dem Verrückt-Sein hier auch genau umgekehrt verhalten könnte: Nicht der Dichter verwirrt sich immer mehr – er scheint, im Gegenteil, immer hellsichtiger zu werden, was seinen Zustand und sein Verhältnis zur Welt betrifft. Es ist vielmehr sein persönliches Umfeld, das zunehmend an ihm irre wird. Auf der Bühne stehen dafür die beiden Spiegelfiguren des fürsorgenden Pfarrers Oberlin und des böse karikierten Winterthurer

Zeitgeist-Apostels Christoph Kaufmann; sie können oder wollen den eigentlich glasklaren, aber poetisch übersteigerten Sätzen von Lenz keinen Sinn mehr abgewinnen.

Wolfgang Rihm deutet an, dass diese Situation der Entfremdung vom eigenen Umfeld und des Nicht-mehrverstanden-Werdens durch die Gesellschaft eine Erfahrungen sei, die wohl jedem Künstler vertraut ist, der etwas Neues wage und nicht bloss Gängiges oder Vorgefundenes reproduziere.

Die faszinierende Umkehrung der Perspektive hat Schule gemacht auf der Bühne. Zuletzt hat sie Heinz Holliger in seiner 2018 in Zürich uraufgeführten Oper «Lunea» über den angeblich ebenfalls «verrückten» Dichter Nikolaus Lenau weitergedacht. Bei der Premiere von «Jakob Lenz» am Samstag und bei den drei Folgeaufführungen bis 26. November wird sich zeigen, inwieweit die Schweizer Regisseurin Mélanie Huber und das Zürcher Ensemblemitglied Yannick Debus in der Titelrolle die Offenheit des Stücks für eine eigene Lesart nutzen werden. Es wäre, wie wir jetzt wissen, ganz im Sinne von Wolfgang Rihm.

«Jakob Lenz», 19., 22., 24. und 26. November, ZKO-Haus.